

Ein Mann blickt auf den Mont Ventoux

„Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Ein Mann hebt seine Augen auf zu einem Berg und macht sich auf den Weg. Sein Name ist Francesco Petrarca. Er ist Dichter, Gelehrter und einer der großen Denker des 14. Jahrhunderts. Im Jahr 1336 steigt er auf den Mont Ventoux in der Provence, diesen windumtosten Berg, der heute vor allem Radsportfans durch die Tour de France bekannt ist. Petrarca erzählt später von seinem Aufstieg, von den Mühen und Umwegen und von dem überwältigenden Blick, der sich ihm oben eröffnet. Doch auf dem Gipfel bleibt sein Blick nicht einfach in der Landschaft hängen. Er nimmt ein Buch zur Hand, die „Confessiones“ des Kirchenvaters Augustinus, und liest dort:

„Und es gehen die Menschen hin, zu bestaunen die Höhen der Berge, die ungeheuren Fluten des Meeres, die breit dahinfließenden Ströme, die Weite des Ozeans und die Bahnen der Gestirne und vergessen darüber sich selbst.“

Das ist ein bemerkenswerter Moment. Petrarca schaut in die Weite – und wird gerade dadurch auf sich selbst zurückgeworfen. Der Blick nach außen führt zum Blick nach innen. Die Schönheit und Größe der Welt lenken ihn nicht von sich selbst ab, sondern bringen ihn dazu, über sein eigenes Leben nachzudenken. Vielleicht ist genau das der Grund, warum die Geschichte vom Mont Ventoux bis heute so oft erzählt wird. Nicht nur, weil ein Mann einen Berg bestiegen hat. Sondern weil sich in diesem Aufstieg etwas verändert: Das, was Petrarca vor Augen hat, verändert seinen Blick auf sich selbst.

Unser Blick in die Berge

Vielleicht liegt darin eine besondere Erfahrung, die Menschen mit Bergen verbinden. Wenn man aufsteigt und der Blick weiter wird, verändert sich nicht nur die Landschaft vor unseren Augen. Manches, was uns vorher beschäftigt hat, kann für einen Augenblick kleiner werden. Wir gewinnen Abstand. Und manchmal sehen wir dadurch auch uns selbst etwas anders. Diese Erfahrung, dass ein weiter Blick die eigenen Sorgen in ein anderes Verhältnis setzen kann, findet sich nicht nur bei Petrarca. Bei Reinhard Mey heißt es: „Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein. Dann würde, was uns groß und wichtig erscheint, plötzlich nichtig und klein.“

Vielleicht kennen wir solche Erfahrungen auch ganz ohne einen Mont Ventoux. Ein weiter Blick über eine Landschaft, ein Spaziergang, ein Sonnenaufgang oder ein Ort, an dem man für einen Augenblick aus dem Gewohnten heraustritt, kann etwas in Bewegung bringen. Denn wir sehen ja niemals nur das, was vor unseren Augen ist. Wir sehen immer auch mit unseren Gedanken, mit unseren Erfahrungen, mit unseren Hoffnungen und Sorgen. Derselbe Blick kann uns deshalb ganz Unterschiedliches bedeuten. Mir selbst ist das am Mittwoch bei der Sonnenfinsternis aufgefallen. Ich finde es beeindruckend, was Menschen mit Technik und Berechnungen vorhersagen können: wann genau der Mond vor die Sonne tritt, wie stark sie bedeckt sein wird und von welchem Ort aus man was sehen kann. Und doch ist es noch einmal etwas anderes, wenn man das dann tatsächlich selbst vor Augen hat. Wir wissen vorher genau, was geschehen wird – und trotzdem wird es etwas anderes, sobald wir es sehen. Durch die Spezialfolie sehe ich zunächst nur einen hellen Kreis, von dem langsam ein Stück fehlt. Erst unser Wissen, unsere Erwartung und das Bewusstsein dafür, was gerade geschieht, machen daraus etwas Besonderes.

Ein Blick zurück, ein Blick nach vorn

Ein Ausblick allein sagt noch nicht, was wir sehen. Unser Blick ist verbunden mit dem, was wir wissen, hoffen und fürchten. Wir dürfen uns an dieser Welt freuen: an ihrer Schönheit und Größe, an Bergen und Meer, an Landschaften und Sternen. Der Psalm erinnert uns daran, dass das Staunen über die Welt uns weiterführen kann – zu der Frage, wer diese Welt geschaffen hat und worauf unser eigenes Leben gründet. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Der Psalmbeter bleibt nicht bei dem stehen, was er vor Augen hat. Er sieht die Berge – und stellt eine Frage: „Woher kommt mir Hilfe?“ Sein Blick geht weiter, nicht weg von der Welt, sondern durch das, was er sieht, hindurch zu der Frage, was diese Welt und sein eigenes Leben trägt. Vielleicht liegt darin auch etwas von dem Glauben, von dem Jesus später sagen wird, dass er Berge versetzen kann. Nicht weil der Mensch über besondere Kräfte verfügt, sondern weil das, was vor unseren Augen unverrückbar erscheint, vor Gott nicht das letzte Wort haben muss. Der Berg bleibt ein Berg. Aber er ist nicht mehr das Ende des Weges. Glaube bedeutet deshalb nicht, dass wir alles überwinden können oder dass uns schwierige Dinge erspart bleiben. Aber er kann unseren Blick verändern und uns helfen, das, was vor uns liegt, nicht für das Ganze zu halten.

Auch bei der Sonnenfinsternis ist mein Blick am Mittwoch weitergegangen. Eine Begleiterin sagte irgendwann: Die nächste totale Sonnenfinsternis, die in Deutschland zu sehen sein wird, ist am 3. September 2081. Da musste ich zuerst rechnen. Und dann wurde mir bewusst: Meine Chancen, sie noch zu erleben, sind vermutlich nicht besonders groß. Plötzlich ging mein Blick weit nach vorn. Ich musste darüber nachdenken, in welcher Welt die kommenden Generationen im Jahr 2081 leben werden. Wir können das nicht wissen. Wir können nicht alles überblicken. Und vielleicht müssen wir das auch gar nicht. Denn genau davon spricht der Psalm:

„Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen, und der dich behütet, schläft nicht.“

Gerade dieser Satz hat eine große Ruhe. Wir selbst können nicht immer wach sein. Wir können nicht alle Gefahren vorhersehen. Es gibt Zeiten, in denen uns die Kraft fehlt und wir nicht wissen, wie es weitergehen soll. Der Psalm verspricht uns nicht, dass die Berge verschwinden. Aber er spricht von einem anderen Blick: Während wir schlafen, wacht einer über uns. Während wir den Überblick verlieren, verliert Gott uns nicht aus dem Blick. Während wir nicht wissen, was aus dieser Welt und unserem eigenen Leben werden wird, gilt die Zusage: „Der dich behütet, schläft nicht.“ Vielleicht ist das die entscheidende Bewegung dieses Psalms: Wir heben unsere Augen auf. Wir sehen die Berge. Wir sehen die Welt, in der wir leben. Vielleicht sehen wir weiter, als wir vorher gesehen haben. Und doch bleibt eine Wahrheit, die größer ist als unser eigener Blick: Gott sieht uns. Er sieht, was wir sehen. Er sieht auch, was wir nicht sehen können. Er sieht die Wege, die vor uns liegen, auch wenn wir sie noch nicht kennen. Und er verliert uns nicht aus dem Blick. „Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe? Meine Hilfe kommt vom Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.“

Amen.